

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 253 (1980)

Artikel: Meissner Porzellan
Autor: Heimann, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erwin Heimann

Meissner Porzellan



Illustrationen von Heiner Bauer (Bolligen)

Die Gegend um Murten an der deutsch-französischen Sprachgrenze ist geschichtsträchtiger Boden. Bei diesem Städtchen – es ist heute noch sehenswert – wurde bekanntlich Karl der Kühne von Burgund von den Eidgenossen vernichtend geschlagen, und damit erfuhr die europäische Geschichte eine entscheidende Wende. Etwa zwanzig Minuten oberhalb des Städtchens liegt der Flecken Münchenwiler, der seinerseits auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken kann und durch historische Sonderbarkeiten sich mitten in freiburgischen Landen als bernischer Besitz erhalten hat. Kern- und Prunkstück Münchenwilers ist ohne Zweifel das Schloss, das auf Beschluss der bernischen Regierung seit über zwanzig Jahren der Berner Volkshochschule als Zentrum für Erwachsenenbildung zur Verfügung steht.

Wie kam es nun dazu, dass dieses Schloss vor einigen Jahren durch Deutsche und Franzosen belebt wurde? Das wäre eine längere Vorgeschichte. Aber ich will versuchen, sie so knapp wie möglich zusammenzufassen.

Der Leiter der Münchner Volkshochschule, Dr. Karl Witthalm, verfiel schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Gedanken, es läge eigentlich durchaus im Aufgabenbereich einer Volkshochschule, die Menschen über die Grenzen hinweg zusammenzuführen, und er veranstaltete deutsch-französische Freundschaftswochen. Ich weiss gar nicht mehr mit Bestimmtheit, wie ich überhaupt in diese Organisation hineingeriet; wahrscheinlich durch den Schweizer Vortragsdienst, den Professor Hans Zbinden nach

dem Zweiten Weltkrieg ins Leben gerufen hatte. Auf alle Fälle fiel mir an mancher solcher Wochen die Aufgabe zu, mit der schweizerischen Haltung Brücken zu bauen, und zuweilen hatte ich auch als Übersetzer zu wirken.

Diese Begegnungen fanden meistens im Heim der Münchner Volkshochschule statt, im Haus Buchenriedin Leoni am Starnbergersee. Zweimal kamen wir in Südfrankreich zusammen, im Ferienheim des «Club des Loisirs», der als französischer Partner der Münchner Volkshochschule fungierte.

Als wir, meine Frau und ich, zum zweitenmal als Gäste und Mitarbeiter in Frankreich weilten, reifte in mir die Überzeugung, die Schweiz könnte nun wohl auch einmal eine Anstrengung unternehmen. Und in der festlichen Abschiedsstimmung lud ich die ganze Gesellschaft, Deutsche und Franzosen, auf den nächsten Sommer für eine Woche in die Schweiz ein. Dabei hatte ich noch keinerlei klare Vorstellungen, wie ich den kühnen Gedanken verwirklichen wollte und woher ich die Kraft – exakter ausgedrückt das Geld – hernehmen sollte. Aber es ist eine alte Weisheit: Man muss sich zunächst einmal ein Ziel setzen, und dann finden sich auch die Wege dazu; wenn man sich aber bereits vor den Wegen fürchtet, kommt man nie an ein Ziel. Und es ist eine meiner sichersten und tröstlichsten Erfahrungen: Um eine Idee zu verwirklichen, die tatsächlich Sinn und Vernunft hat, findet man immer die nötige Hilfe.

Es war auch diesmal nicht anders. Freunde und Kollegen stellten sich als Mitorganisatoren



Wir durften für eine volle Woche Schloss Münchenwiler beanspruchen und geniessen.

zur Verfügung, der Regierungsrat erklärte sich bereit, die Gesellschaft im Rathaus zu Bern zu empfangen und fand sich auch mit einer finanziellen Zuwendung ein. Aber die entscheidende Hilfe wurde uns durch die Berner Volkshochschule zuteil: Wir durften für eine volle Woche Schloss Münchenwiler beanspruchen und geniessen. Damit war der Erfolg der Woche im wesentlichen bereits gesichert, und wir waren natürlich stolz wie adlige Spanier, unsere Gäste in dem ehrwürdigen Sitz mit seinem fürstlichen Umschwung empfangen zu können.

An einem Samstag im August rückten sie an, von Deutschland und Frankreich je etwa 15 Teilnehmer, Männlein und Weiblein, vorwiegend

jüngere Leute. Meine Frau hatte es übernommen, als Quartiermeister zu amten und die Teilnehmer auf die verfügbaren Zimmer zu verteilen. Das ist eine recht heikle Aufgabe, wenn nur ganz wenig Einzelzimmer verfügbar sind und man nach Gefühl und Teilnehmerliste ertasten muss, wer für wen am ehesten als Zimmergenosse zumutbar sei. Aber Fräulein Siegfried, die Hausmutter von Schloss Münchenwiler, stellte ihre grosse Erfahrung geduldig wie immer zur Verfügung, so dass sich der erste Punkt auf der Tagesordnung, «Zimmerbezug», recht reibungslos abwickelte.

«Mir scheint, dass wir es mit lauter verträglichen und unkomplizierten Leuten zu tun ha-

ben», sagte mir meine Frau beim Nachmittags-tee. «Einzig dieses Fräulein von... hat mir für einen Moment Sorgen gemacht.»

«So? – Und warum denn?» fragte ich.

«Ach, ich hatte sie in ein Zweierzimmer eingeteilt, wie die meisten anderen auch. Aber sie blieb mit ihrem Gepäck im Korridor stehen wie ein Häuflein Elend und fragte, ob es wohl keine Möglichkeit gäbe, ihr ein Einzelzimmer zuzuweisen; es sei ihr so furchtbar unangenehm, ja fast unmöglich, im selben Raum mit einem anderen Menschen zu schlafen.»

«Höchst erfreulich!» brummte ich. «Sie wäre wohl besser zu Hause geblieben, wenn sie so blaublütig und exklusiv ist.»

«Nur nicht so klotzig!» mahnte meine Frau. «Es ist ja wirklich ein so zartes Persönchen, dass man fürchten muss, es könnte zerbrechen, wenn ihm jemand zu nahe kommt.»

«Meinetwegen», räumte ich, immer noch etwas unwillig, ein. «Und hast du eine Lösung gefunden?»

«Ich hatte zum Glück immer noch das hübsche blaue Erkerzimmer in Reserve. Jetzt ist sie dort einquartiert, und ich glaube, sie ist selig. Jedenfalls dankte sie mir betont herzlich.»

«Hoffentlich hat sie nicht noch mehr Sonderwünsche», sagte ich, und damit war das Thema vorläufig erledigt.

Meine düsteren Ahnungen bestätigten sich in keiner Weise. Dieses Fräulein von... – nicht mehr in der ersten Blüte, so ungefähr zwischen vierzig und fünfzig – erwies sich als eines der schüchternsten und stillsten Mitglieder im Teilnehmerfeld. Vielleicht fiel sie gerade deswegen auf, weil sie nicht auffallen wollte. Das tönt paradox, ist aber gar nicht so selten, so gut wie zuweilen Menschen am meisten Umstände verursachen, die um keinen Preis Umstände machen möchten. Sie sprach sehr wenig, in den offiziellen Diskussionen schon gar nicht. Dafür hörte sie sehr aufmerksam zu, und das bedeutet schon viel. Auch im persönlichen Gespräch war sie eher zurückhaltend. Sie sprach ein betont reines und damit etwas geziert wirkendes Schriftdeutsch, das durch das harte ST der Norddeutschen noch etwas gezielter wurde. Sie war eben nicht eine breitspurige Süddeutsche wie ihre Landsleute.

«Ich s-tamme eigentlich aus S-tettin, dem heutigen polnischen Szczecin», erklärte sie mir. «Aber jetzt lebe ich schon viele Jahre im Westen.»

Im Lauf der Tage vernahm meine Frau durch Frau Dr. Witthalm noch weitere Einzelheiten. Ja, es sei ein ausserordentlich zartes und kapriziöses Persönchen, dieses Fräulein von..., aber dabei durchaus liebenswert. Man müsse sie immer etwas umsorgen. Im letzten Kriegsjahr habe sie im Bombardement von Stettin ihre ganze Familie verloren, aber auch Haus und Heim, und all das habe ihre Nerven zweifellos schwer mitgenommen.

Freilich, das war leicht festzustellen. Jedesmal, wenn uns die Schlossglocke zu einer Mahlzeit rief, zuckte sie zusammen, ja zuweilen sogar schon, wenn etwa ein lautes Wort fiel. Beim Essen sass sie wie ein Porzellanfigürchen kerzengerade auf dem Stuhlrand, und wenn sie eine Tasse am Henkel zum Munde führte, spreizte sie den kleinen Finger ab, als wollte sie damit die Luft kitzeln. Und nach beendeter Mahlzeit faltete sie ihre Serviette ganz exakt zusammen und versorgte sie umständlich in einer schön gestickten Hülle, die sie zu diesem Zweck von zu Hause mitgebracht hatte.

Es kann deshalb kaum verwundern, dass Fräulein von... bald einmal mit einem Spitznamen bedacht wurde, der allerdings gar nicht so schlecht zu ihr passte: «das Meissner Porzellan». Das war gar nicht böse gemeint. Aber wirklich: Sie nahm sich unter diesen jungen, robusten Leuten kaum anders aus als ein Porzellanfigürchen unter Holzschnitzereien. Aber in Wirklichkeit nahm niemand ernsthaft Anstoss am «Meissner Porzellan.» Dazu war sie einfach zu klein und zu zierlich.

* * *

Das Wetter war uns ausgesprochen wohlgesinnt. Ein Tag wie der andere war strahlend und heiss, so dass man den Schlosspark so richtig geniessen konnte, und das grosse Brunnenbassin bot eine herrliche Badegelegenheit. Gegen Abend organisierten wir jeweilen ein Korbball-Dreiländerturnier, bei dem es manchmal recht hitzig und rabiat zuging. Wir hatten unser Tagesprogramm auf das schöne Wetter zugeschnitten, die Vorträge

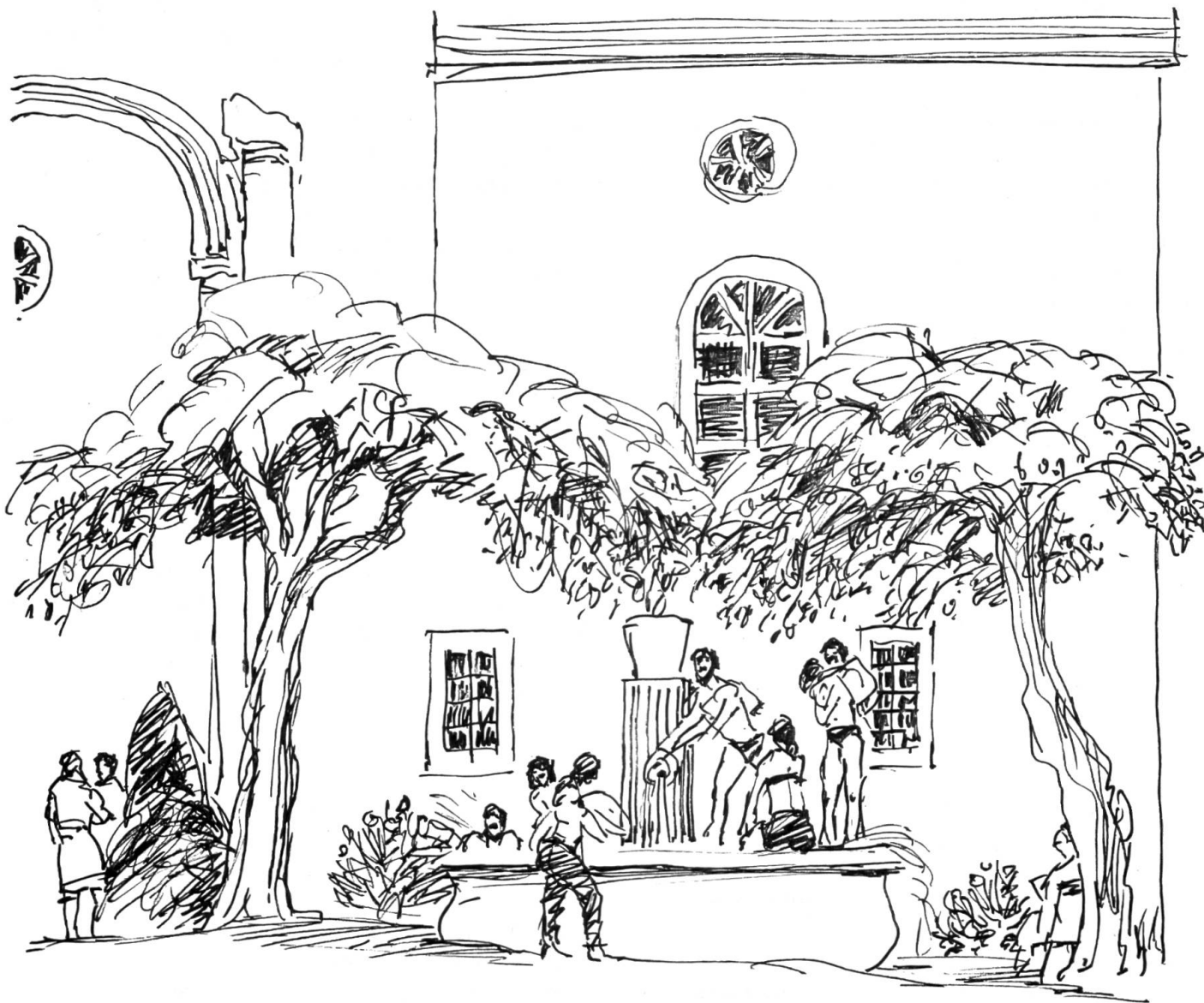
und Diskussionen auf den Vormittag beschränkt, den Nachmittag freigegeben, um dann am Abend wieder ernsthaft zu arbeiten.

So sassen wir eines Abends auch wieder im ehrwürdigen Rittersaal zusammen. Draussen war es bereits Nacht, die Fenster waren weit geöffnet, da jeder kühle Luftzug willkommen war. Dazu hatten wir einen Referenten, der seine Zuhörer zu packen wusste. Wir hatten den Auslandredaktor einer grossen Tageszeitung zu Gast, der über das Thema sprach: «Die Schweiz zwischen Deutschland und Frankreich im Laufe dieses Jahrhunderts». Schliesslich war uns daran gele-

gen, unseren deutschen und französischen Gästen auch unsere eigene Situation aufzuzeigen.

Alle Voraussetzungen für einen aufschlussreichen Abend schienen gegeben. Sogar die Übersetzung ins Französische funktionierte tadellos. Ein mir befreundeter Sekundarlehrer bewältigte diese Aufgabe mit grossem Geschick. Der Referent war eben dabei, eindrücklich darzulegen, welch tiefer Graben zu Beginn des Ersten Weltkrieges Deutsch und Welsch in der Schweiz trennte.

«Es war unverkennbar, dass die Sympathien der Deutschschweizer den Deutschen gehörten, dass



Man konnte den Schlosspark so richtig geniessen, und das grosse Brunnenbassin bot eine herrliche Badegelegenheit.

sie den deutschen Armeen, dem deutschen Reich den Sieg wünschten. Andererseits ...»

In diesem Moment stockte er. Der holzgetäfelten Decke entlang war ein tiefes Summen vernehmbar. Der Referent hob wie wir alle den Blick. Wahrscheinlich erkannten es zunächst nicht alle: Eine mächtige Hornisse umkreiste den Leuchter und verursachte dabei das Surren eines mittleren Flugzeugs. Aber nach einigen Schwüngen setzte sie sich an der Decke fest.

Der Referent war ein disziplinierter Mann. Er fuhr in seinen Ausführungen unverzagt fort: «...Andererseits dachten und hofften unsere welschen Miteidgenossen mit den Armeen Frankreichs. Die Kluft in unserem Lande war nicht künstlich geschaffen worden. Sie war echt! Die kulturelle und politische Ausstrahlung unserer mächtigen Nachbarn...»

Er stockte von neuem. Kein Wunder! – Drei, vier Hornissen geisterten jetzt durch den Saal. Wenn eine davon zum Tiefflug ansetzte, legten sich die Reihen der Zuhörer, als ob sie gemäht würden.

Weder Deutschland noch Frankreich fanden noch Beachtung. Alle Disziplin versagte. Angesichts eines halben Dutzends Hornissen machen auch die mächtigsten Nachbarn keinen Eindruck mehr.

«Schliesst doch die Fenster!» brüllte jemand. Das hatte an sich Sinn und Vernunft, weil man zuschauen konnte, wie immer weitere dieser gepanzerten Flieger eindringen. Aber andererseits: Was sollte mit jenen geschehen, die sich schon im Raum befanden?

Einige der Damen kreischten vor Entsetzen, die Männer eilten verwirrt durcheinander, der eine schloss die Fenster, der andere öffnete sie, der Referent hatte sich hinter sein Pult geduckt, weil der Blumenstrauß, mit dem dieses geschmückt war, offenbar auf einige der Biester anziehend wirkte. Einer der Franzosen versuchte sein Glück mit einem Kissen als Wurfgeschoss, aber das machte den wehrhaften Rieseninsekten keinen Eindruck. Immerhin besammelten sie sich allmählich an der Holzdecke. Wer weiss, vielleicht schauten sie etwas erstaunt auf die aufgeregte Gesellschaft hinunter.

Aber das muss gesagt sein: Es waren auch tatkräftige Männer unter uns. Der Sekundarlehrer

und Dolmetscher trabte zu Fräulein Siegfried und kam mit einer grossen Stielbürste zurück. Einer der Deutschen zauberte eine Insekten-Spraydose herbei, stand auf einen Stuhl und besprühte die Eindringlinge mit allem Nachdruck. Aber das war diesen völlig gleichgültig. Über solche Mätzchen waren sie weit erhaben. Auch der Kämpfer mit der Stielbürste hatte nicht viel mehr Erfolg. Höchstens dass eines der Biester surrend eine Runde drehte und sich dann wieder an der Decke festklebte. Die Verwirrung bei Menschen wie bei Tieren wurde immer bedrohlicher.

«Man sollte es mit Wasser versuchen», wurde vorgeschlagen.

«Jedenfalls wäre es das beste, den Saal vorläufig zu räumen», stellte ich fest. Ich muss gestehen: Ich machte mir Sorgen um meine Gäste, und ich sah kein gutes Ende des Zwischenfalls. Die deutschen Heldengermanen, die französischen Ritter, die schweizerischen Winkelriede, alle täuschten Heldenmut vor und standen doch – entschuldigen Sie das Bild – sozusagen im Hemd da. Und um bildlich weiterzufahren: Sie alle zogen das Hemd so weit wie möglich über die Beine herab, weil man schliesslich allgemein wusste, dass sieben Hornissenstiche ein Pferd töten können, und keiner hatte Lust dazu, auszuprobieren, wie viele Stiche bis zu diesem Ergebnis bei einem Menschen nötig waren.

Durch den ganzen Wirrwar hindurch war auf einmal ein feines Stimmchen vernehmbar: «Aber bitte, meine Herren! – Es ist doch gar kein Grund zur Panik.»

Wahrhaftig! Das war das «Meissner Porzellan»! – Alle schauten verdutzt auf das Persönchen, einige der Herren recht ärgerlich.

«Was glauben Sie denn? – Eine Hornisse ist keine Stubenfliege», gab einer gehässig zurück.

«Nein, natürlich nicht», lächelte sie. «Darum müssen sie weg. Wollen Sie mir bitte einen Stuhl hier auf den Tisch stellen, und den Tisch ungefähr unter den Leuchter.»

Es war eigentlich merkwürdig: Die mutigen Kämpfer beeilten sich, den Anweisungen des «Meissner Porzellans» Folge zu leisten.

Sie zogen den schweren Eichentisch an die befohlene Stelle, stellten einen Stuhl darauf und blieben etwas verdattert stehen. Die Ängstlich-



Das Persönchen auf dem Stuhl reckte sich erneut, schon fiel die zweite Hornissenleiche, die dritte, die vierte herunter.

sten, wenigstens jene, die noch nicht geflüchtet waren, drückten sich in einem grossen Kreis den Wänden entlang. Auf einmal war es mucksmäuschenstill. Alle schauten fasziniert zu, was nun wohl geschehen würde.

Das «Meissner Porzellan» zog einen Stuhl zum Tisch, bestieg diesen Stuhl, um den Tisch zu erreichen. An diesem Punkt angelangt, zog es zu-

nächst etwas verschämt sein Röcklein etwas weiter über die Beine herab, dann kletterte es weiter, auf den Stuhl auf dem Tisch, genau unter die dichteste Versammlung der Hornissen. Sie schaute hoch, um abzuschätzen, ob sie diese wohl zu erreichen vermochte. Nun entnahm sie ihrer Glanzledertasche ein Spitzennastüchlein und legte dieses über die rechte Hand. Sie streckte sich, bewegte ihre Hand gegen die Decke, ganz ruhig, ganz sachte, packte mit zwei spitzen Fingerchen eines der schrecklichen Tiere in der Mitte, drückte zu, schwenkte den Arm zur Seite und schüttelte das Tüchlein. Die Hornisse fiel tot auf den Tisch.

Es war so still, dass man den Nachtwind draussen in den Parkbäumen rauschen hörte. Das Persönchen auf dem Stuhl reckte sich erneut, schon fiel die zweite Hornissenleiche, die dritte, die vierte herunter. Der Tisch musste auf ihr Geheiss etwas verschoben werden, damit auch die übrigen in ihren Bereich kamen, und nach etwa zehn Minuten lagen ein gutes Dutzend Hornissen tot auf dem Boden oder auf dem Tisch. Als an der Decke keine mehr zu entdecken war, sagte sie trocken von oben herab: «Jetzt sollte man vielleicht die Fenster schliessen.»

Man leistete dieser Aufforderung noch so gern Folge, und einige der starken Männer halfen dem «Meissner Porzellan» ritterlich vom Tisch herunter. Vielleicht sahen sie sich in diesem Moment eher in der Rolle von Vasallen.

Als das «Meissner Porzellan» wieder festen Boden unter den Füssen hatte, hob sie ihr Spitzentüchlein gegen das Licht und sagte bekümmert: «Das ist freilich etwas schmutzig geworden. Und – Sie entschuldigen mich für einen Augenblick. Aber ich habe wirklich das Bedürfnis, die Hände zu waschen.» Damit stöckelte sie zur Türe hinaus.

Der Vortrag kam dann schliesslich doch noch an sein Ende, und man erfuhr, wie sich die Schweizer zwischen den Deutschen und den Franzosen zurechtfinden. Aber von diesem Abend an lächelte niemand mehr über das «Meissner Porzellan». Wir hatten gelernt – ohne Referent –, dass man mit vorschnellen Urteilen vorsichtig sein sollte und dass sich Mut in den verschiedensten Formen zeigen kann.

Vielleicht denkt jetzt der Leser, dem Autor sei doch wohl die dichterische Phantasie etwas durchgebrannt. Aber ich kann ihm versichern: Für einmal brauchte ich meine Phantasie gar nicht anzustrengen. Ich kann Ihnen auch heute noch ein gutes Dutzend Zeugen stellen, die diese Szene miterlebt haben. Am einfachsten fragen Sie vielleicht Fräulein Siegfried, die Hausmutter von Schloss Münchenwiler.



GEDANKENSPLITTER

Verrückt ist der Mensch dann, wenn er glaubt, was er sich einbildet.

Kollektiver Geschmack führt zur Geschmacklosigkeit.

Totgeschwiegene Ideen leben am längsten.

Wer zuletzt lacht, lacht verspätet.

Was man so landläufig Geselligkeit nennt, ist vielfach nichts anderes als kollektive Langeweile.

GUNTHER SCHÄRER

Empfindsamer Marktbesucher

«Du, Walter», sagte meine Frau am Abend vom anderen Lager herüber, «würdest du wohl morgen nach Büroschluss über den Markt gehen? Du weißt, dass ich mit der Kleinen Hausarrest habe. Auf dem Markt ist eben doch alles billiger als im Laden.»

Ja, das würde ich tun, schliesslich ist man doch Manns genug, um in solchen Fällen einzuspringen. «Übrigens», sinnierte ich zurück, «ich hätte auf den Sonntag Fiduz auf Kaninchen. Das gibt's doch auf dem Markt?»

Immer, wenn ich etwas für den Haushalt besorgen muss, kommen mir solch gute Ideen, die meine Frau lächelnd hinzunehmen pflegt, wenn sie aus meinem Beutel verwirklicht werden. In Geschäften reizt mich dieses und jenes, das wir auch nötig haben könnten, ich kaufe Toilettenseife auf ein Jahr ein, und vom Markt bringe ich so viel Gemüse, dass wir wie die Teufel dahinter sein müssen. Aber meine Frau lässt mich gewähren, mit heiterer Miene.

Es war diesmal, als sei der Duft von gebratenem Kaninchen zwischen den Zeilen des Buches, in dem ich las, aufgestiegen, jedenfalls war die Aufmerksamkeit des Lesens eine Zeitlang gestört, meine Augen glitten zwar in der gewohnten Eile von Zeile zu Zeile, aber mein Kopf sann an den Zutaten zum herrlichen Braten herum, der unsern Sonntagstisch zieren sollte, und darüber, ob wohl Neuenburger oder La Côte dazu besser schmecken würde.

Samstag gegen Mittag also schlenderte ich mit der Aktenmappe über den Markt und kam mir im Brausen der Stimmen, die mich zum Kauf aufforderten, wie der Fürst vor, der sich einmal unter das Volk begibt, das ihn so herzlich liebt. Ich wäre nicht erstaunt gewesen, wenn man mir Blumen zugeworfen hätte. Dann kam der Fleischmarkt, den ich noch nie besucht hatte, und mit ihm der Schrecken vor dem rohen Fleisch von für mich und andere Käufer getöteten Tieren.